

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 41

Artikel: Mobilisation in Scharfenwil
Autor: Schaer, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649070>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Höher hinan!

Von Hermann Allen

Welt! Du bist schlecht
Und bettelarm.
Du nur, Natur bist echt
Und herzewarm.

So will ich wandern denn
Zu Bergen an,
Und ohne Doch und Wenn
Dem Gipfel nah'n.

Und wenn auch Winde weh'n
Am Einsamkeitsaltar,
Wenn ich muß Wache steh'n
In Eis und Sturmgefahr.

So weiß ich nun:
Das Fieber wich,
Im klaren Tun
Näher am Himmelszelt,
Ring ich um dich,
Du schöne Welt!

Mobilisation in Scharfenwil

Es hat von jeher in Scharfenwil ein — wie ja der Name vermuten läßt — scharfer Wind geweht. Nicht alle Tage, denn der Ort liegt schön südlich exponiert, und wenn irgendwo und wann ein Sonnenblick leuchtet, dann sicher in Scharfenwil. Daher haben die Leute dieses Dorfes im allgemeinen ein freundliches, leutseliges Wesen und man könnte meinen, daß sie kein Wasserlein zu trüben imstande wären. Vor ihren braunen, niedrigen Holzhäusern grüßen schmutze Gärtchen, auf den Fenstersimsen leuchtende Geranien; sogar der Dorfbrunnenstock trägt deren und die Fremden, die etwa die saubere Dorfstraße hinunter pilgern, sagen schmunzelnd zueinander: Welch ein schmutztes Bernerdorf!

Die Bewohner sind nicht arm und nicht reich. Jeder hat zum mindesten eine oder zwei Ziegen, einige sogar vier Kühe im Stall und ein Scheuerlein irgendwo in entfernter Lage. Die Bauern mit zehn Kühen sind entweder ausgestorben oder sind Viehhändler geworden, die nur vorübergehend einen größeren Viehstand besitzen.

Einige Kaufläden und Handwerksbutiken sind auch da; doch ihre Inhaber treiben nebenbei auch Landwirtschaft. Kurz und gut, ein Dorf und eine Bevölkerung, die bei gutem Wetter den Eindruck harmonischen Daseins erweckt.

Das Bild ändert sich aber, wenn dieses gute Wetter — wie das im Gebirge überfallartig geschehen kann — von einer Minute zur andern wechselt. Entweder beim Herausziehen eines Gewitters nach einem schwülen Sommertage, wo die Blitze dann oben in die Felsen oder unten in den See, also den Bewohnern links und rechts um die Ohren zischen; oder bei wolkenbruchartigem Regen, wo innerhalb weniger Minuten die vielen tief eingeschnittenen Gräbchen zu reißenden Bergwassern anschwellen und geschiefeführend zu Tal donnern, und neben menschlichen Habseligkeiten auch noch den ohnehin fargen Grund und Boden mitnehmen und unten im See versenken; oder im Winter, wenn die Bise zum Orkan angewachsen, den einzigen Reichtum, die schönen Tannenwälder, angreift, die Scheunendächer abdeckt und die Lawinen ins Tal bläst — dann, ja, dann ändert sich das Bild des Friedens in Scharfenwil. Begreiflich!

Die Bewohner bekommen Beine, und emsig wie die Bienen vor dem Gewitter suchen sie dem Unheil Herr zu werden, und es kommen Eigenschaften an den Tag, von deren Vorhandensein man vorher kaum etwas wußte. Gemeininn, Hilfsbereitschaft und tiefes Verständnis einer für den andern, das sind die unerwarteten guten Folgen des Unglücks.

Diesmal war es der Mobilisationsbefehl, der in Scharfenwil die Veränderung des alltäglichen Bildes bewirkte.

Schon um 4 Uhr morgens hörte man Pferdegetrampel auf den Straßen. Auf dem Dorfplatz wurden die Pferde abgenommen, um nach dem nächsten Mobilmachungszentrum geführt zu werden. In Koppeln von 4—8 Pferden klapperte die Karawane bei Tagesanbruch talwärts. Dieses Geklapper hatte einen besonders wehmütigen Stimmungsgehalt. Es war, als verliefen alle Kraft die Gemeinde, und als das Geklapper um die Ecke war, legte sich ein schwerer Druck auf das Gemüt des Zurückgebliebenen.

Plötzlich aber fiel von irgendwoher ein Jodler ein. Wahrhaftig, die jungen Wehrmänner zogen jodelnd ins Feld! Was wußten sie vom Schicksal, dem sie entgegen gingen? Vor 25 Jahren waren wir auch dabei. Aber gejodelt haben wir damals nicht. Erst später, als wir dann allmählich an das Joch gewöhnt waren, das die lange Grenzbefestigung uns auf den Nacken legte, da haben wir schließlich auch wieder gesungen.

Aber diese Jungen jodelten hier schon zum Einrückten! Oder war es nur Galgenhumor? Scharfenwil findet immer wieder neue Wendungen, um zu verblüffen.

Als dann die Sonne vollends über dem Berg stand, saßen wir Ältern, Frauen, Kinder und Untaugliche vereinsamt vor unsern Häusern. Das Dorf schien wie ausgestorben. Wozu saßen wir eigentlich noch da? — Doch in den Ohren lagen immer noch das Pferdegetrampel und das Jodellied der Abziehenden. Zwei Menschenalter, zwei Welten wurden jetzt streng voneinander geschieden, örtlich und zeitlich. Ein alter Mann stützte den schweren Kopf in die zerarbeiteten Hände und blickte dem Sohn nach. Aber dieser war längst um die Ecke verschwunden, mit ihm das Geklapper und der Jodel — mit ihm jede Daseinsfreude der Zurückgebliebenen.

Da legte das Enkelkind dem Alten das weiche Händchen auf die Knie: „Vati furt gange? — Vati gly umecho?“ —

Was wußte der Alte? — Soviel wie das Kind — nichts. Das Schicksal ist über uns hereingebrochen — über Nacht, wie der Sturmwind, wie das Bergwasser, wie die Lawine, wie Blitz und Donnerschlag. Jetzt wird sich das Herz bewähren müssen; der Verstand wäre ohne das Herz recht bald am Ende.

Als nun das Dorf leer geworden war und in den Gassen nur noch da und dort ein altes Weiblein, ein kleines Kind oder ein Großvater zu sehen war, da packte diese Zurückgebliebenen plötzlich eine rabiate Wut. Zuerst warfen sie Gerätschaften und was ihnen gerade in den Weg kam, unwirsch herum und preßten Flüche als Begleitmusik zwischen den Zähnen hervor. Dann hielten sie Umschau nach einem Opfer, an dem sie entweder diese Wut auslassen oder doch ihr Herz leeren konnten. „Warum

denn?", fragten sie sich, „müssen wir all dies Elend auf uns nehmen, diesen Krieg, den eigentlich doch niemand will und nun jedermann haben muß? Wo liegt der Hund hinter dem Ofen, dem man das zu verdanken hat?“

So dachte auch der Wegnecht, der auf den Knien liegend am Straßenrand wie gewohnt das Unkraut ausrumpfte, als der alte Leuenberger des Weges kam. „Der kommt mir gerade recht“, zischte der Wegnecht: „Du bist auch so ein . . .“ Inzwischen war der Ahnungslose herangekommen. Der Wegnecht nahm ihm den üblichen Gruß nicht ab und ließ den Mann einige Schritte an sich vorbeigehen. Plötzlich schrie er laut, schrie wie ein Beseffener, wohl um seine innere, warnende Stimme zu überbrüllen und sich einen Halt zu geben: „Wenn die Hitlercheiben nur der Teufel nähmell!“ Der alte Leuenberger kehrte sich um und fragte ruhig, was denn mit ihm los wäre, und warum er so brüllte. Der Wegmeister hatte sich erhoben und verwarf nunmehr die Arme, um die wohl längste Rede seines Lebens damit zu begleiten: „Ihr habt gesagt, man müsse die Neutralität dadurch zu erkennen geben, indem man das Maul halte. Ich aber sage, wer jetzt nicht auf den ‚Hund‘ schimpft, der ist selber ein verfluchter Hitlercheib!“

Der alte Leuenberger ließ den Mann ruhig ausreden. Das tat ihm sichtlich wohl. Dann sprach er die freundlichen Worte zu ihm: „Nicht wahr, wir wollen uns lieber nicht vom Hasse anstecken lassen!“

Aber wie weiter der alte Leuenberger ging, je siedender schlugen ihm die Dämpfe des Hasses entgegen, so daß er im tiefinnersten Herzen erschrak und ganz traurig an seine Arbeit ging.

Wie würdig und schön war doch die Mobilisation gewesen, ergreifend ruhig und gelassen. Und nun diese Haßwelle! Sie ist allerdings begreiflich — trotzdem stimmt es traurig, zu sehen, wie der Mensch im Hasse stärker ist, als in der Liebe.

In Scharfenwil hat die Sonne von allen Seiten Zutritt; es ist ein warmer Fleck Erde, an den man das Herz hängen kann. Und alles gedeiht; fruchtbar ist der Boden, und die Leute lieben ihn und jeden Stein darauf; denn jeden Fußbreit Erde haben Generationen derselben Familien schon bebaut und erprobt. Er ist ein Teil ihres Lebens geworden, und sie kennen eigentlich nur eine einzige Furcht, nämlich die, diesen Boden verlieren zu können.

Dampf schlummert diese latente Angst stets in ihnen. Sie wird jedesmal akut, wenn der Föhn geht, oder das Unwetter

hereinbricht, wenn die Zinsen nicht aufgebracht werden können — und nun auch im Augenblick der Mobilisation. Elementar sind die Erreger dieser Angst, elementar bricht der Haß als Antwort hervor. Und nur, wer Verständnis für die elementaren Beziehungen zwischen Bauer und Boden hat, wird diesen Ausbruch des Hasses einigermaßen verstehen können. Darum, wer den Krieg entfesselt, der entfesselt den Haß des Bauern gegen sich, er sei, wer er sei, und keine Ueberredungskunst der Welt wird ihn eines andern belehren. Scharfenwil ist dabei kein einzeltes Beispiel oder gar eine Ausnahme, sondern ein Wespennest unter zahlreichen andern. Es ist nicht ratsam, da hinein zu greifen.

Aber leid tut es einem, daß nichts so gewiß ist, wie der Haß. Leid? — Mehr als das: Es könnte einem zum Verzweifeln bringen. Der Haß macht irre am Glauben. Denn er liegt so sehr an der Oberfläche und je breiter er sich hier macht, je tiefer scheint der Glaube darunter zu verstummen.

Aber Scharfenwil liegt heute, wie gestern und vor Jahrhunderten schön geborgen über dem See und schaut unverwandt in die unverrückbaren Gebirge hinein. Und ob hier Menschen kommen oder gehen, geboren werden oder sterben, einerlei: Es ist und bleibt Scharfenwil. Es gibt etwas, das dauerhafter ist als Haß und Krieg. So dachte der alte Leuenberger, indem er sich hütete, mit seinen Ueberlegungen in die scheue Vereinzelung hinein zu geraten, wie es dem Abseitswohnenden so leicht zustoßen kann.

Er trippelte durchs Dorf und sah, wie die kleinen Kinder am Sandhaufen bei dem Schulhaus fröhlich spielten; er sah den frühern Gemeindefassier wieder ins Bureau schreiten, da der junge eingerückt war; bemerkte einen Anschlag am Feuerspritzenhäuschen, auf dem die Kriegsfeuerwehr zu einer Übung aufgeboden wurde; begegnete Schulmeisters Regeli, das den Briefträgerdienst übernommen hatte, weil der Briefträger an die Grenze geist war! denn alles war gut vorbereitet und hat keine Kopflosigkeit aufkommen lassen. Hinter den Kulissen stand auch auf dem Lande jeder zur Aktion auf dem „Welttheater“ bereit. Hat es je in der Geschichte eine solche Katastrophe gegeben, die bis in alle Einzelheiten vorausbedacht und auf dem Papier vorausgezeichnet und berechnet worden war, wie diese?

„Trotzdem werden sich die Entsefeler dieser Katastrophe verrechnet haben, wenn es noch eine Gerechtigkeit, eine sittliche Weltordnung überhaupt gibt“, brummte der alte Leuenberger, nicht aus Haß: Aus Glauben!

Und es gibt noch eine!

Adolf Schaer.

Gebet

Von G. Wegmüller

Herrgott, leuchte du auf Erden
In die Menschen warm hinein.
Laß die Völker einig werden,
Die im Kampfe sich entzwei'n.

Gib dem Landmann seine Pferde,
Die man ihm vom Pflug gespannt
Und erneut sprich du: „Es werde
Licht“, das durch den Krieg verschwand.

Dann vergehen alle Sorgen,
Die verheerend uns umwehn
Und es wächst im neuen Morgen
Sel'gen Friedens Auserstehn.